

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

# Einer von beiden.

Roman von M. v. Buch.

(Fortsetzung.)

Heinz hob abwehrend die Hände. „Tante, ich könnte Dir zürnen, hätte ich nicht ein so gutes Gewissen!“

„Leider!“ gab sie zur Antwort. „Alles, was Du thust, erscheint Dir wohlgethan, aber daß sich Deine Meinung nicht mit der anderer Leute deckt, daran denkst Du nicht.“

„Tante, glaube mir, Du verkennst mich!“

Er legte die Hand beschwörend auf seine Brust.

„Ganz im Gegenteil,“ klang die Antwort zurück, „ganz im Gegenteil, mein lieber Heinz, ich kenne Dich sehr gut und ich erlaube mir, Dir ganz offen meine Meinung zu sagen. Ich bitte mir nämlich von vornherein ganz ernstlich aus, daß Du meiner Nichte keine Dummheiten in den Kopf setzest, und ich bemerke noch hierbei, daß ich in meinem Hause keine albernen Liebeleien dulde. Nicht wahr, das genügt Dir, die Stellung zu kennzeichnen, die ich Dich bitte, Paula gegenüber einzunehmen?“

„Völlig! Und weiter hättest Du keine Befehle für mich, verehrte Tante?“ fragte Heinz ironisch, indem er sich übertrieben tief verneigte.

„Herr Musiklehrer Römer!“ meldete das hereintretende Mädchen. „Er legt im Hausflur ab.“

Hellborns hatten Römers Bekanntschaft im Forsthause gemacht, das, wie bereits erwähnt, ein beliebtes Ziel für Spaziergänger aus Neustadt war, und hatten ihn seitdem verschiedentlich eingeladen. Römer, der durch sein unstätes Wesen und unglückliches Temperament, — er besaß eine wahre Meisterschaft darin, allen Personen und Dingen die Schattenseiten abzugewinnen, — sich auch in Neustadt keine Freunde erworben hatte, schien sich nach und nach zum Einsiedler herauszubilden. Dieses wußte Hellborn, und in seiner Herzensgüte bemühte er sich, den Verkehr mit dem einsamen Mann aufrecht zu erhalten, den er auch in Kremzin, bei Frau Werner sowohl, wie bei Pastor Grosse, eingeführt.



Generalfeldmarschall von Blumenthal. (Mit Text.)

Ulrike vernahm etwas ungnädig die Meldung des Besuches, doch den Wunsch des Bruders respektierend, der ein für allemal geboten hatte, Römer nicht abzuweisen, gab sie dem Mädchen Befehl, den Herrn ins Wohnzimmer zu geleiten. „Sie haben sich so lange nicht blicken lassen! Sie waren wohl sehr beschäftigt?“ begann sie die Unterhaltung, nachdem der Gast mit einer linkischen Verneigung Platz genommen hatte.

Es war ihr längst bekannt, daß Römer für nichts anderes Interesse hegte, als für sein Fach, von dem sie so viel verstand, wie — ja, wie denn? Kurz und gut, ohne Text konnte sie den „Jungfernkranz“ nicht von „Heil dir im Siegerkranz“ unterscheiden. Das genügt wohl, ihr musikalisches Verständnis zu kennzeichnen.

Kapitän z. S. Kretschmann. (Mit Text.)

„Ich habe in diesem Winter viel gearbeitet,“ sagte der Musiklehrer und strich sich das lange Haar aus der breiten, weißen Stirn. „Mir fiel ein hübscher Text eines jungen Dichters in die Hände, der mich zur Komposition einer Oper veranlaßte. Im Kopf habe ich das Werk schon fertig, einzelne Stellen sind bereits niedergeschrieben, an den anderen arbeite ich noch. Ich hoffe, wenn das Ganze fertig ist, wird sich ein verständiger Intendant oder Kapellmeister finden, der es seinem Publikum vorführt. Sie glauben gar nicht, Fräulein Hellborn, was sich heutzutage alles unter den Musikern breit macht.

Fräulein Ulrike gähnte heimlich. „Es verschlechtert sich eben alles auf der Welt; ich glaube Ihnen sehr gern, daß auch Sie zu klagen haben,“ sagte sie beistimmend. „Wie heißt denn Ihre Oper?“

„Sie trägt einen vielverheißenden Titel: — Glück. Ich denke, sie soll es mir bringen!“ antwortete Römer.

Er erging sich dann noch sehr lang und in sehr ausführlicher Weise über die musikalischen Musiker der Neuzeit. Fräulein Ulrike saß daneben, stimmte ihm bei, — widersprechen konnte sie nicht gut, da sie nicht wußte, worauf es ankam, — und ersehnte mit Ungeduld die Rückkehr des Bruders, um diesem das Amt eines geduldigen Zuhörers zu übertragen.

Heinz, der ihre Unruhe mit heimlicher Freude beobachtete, empfahl sich bald, doch pürschte er, ehe er sich auf den Weg nach Neustadt begab, heimlich die nächsten Felder nach Paula ab.

Das Glück war ihm günstig. Er traf die Gesuchte allein, ganz allein; sie saß an einem Grabenrande. Hellborn stelzte weitab auf einem Kleefelde umher.

Paula hatte einige Gräser gesammelt und betrachtete aufmerksam die zarten Rispen. Als sie den Hufschlag eines Pferdes vernahm, sah sie sehr verwundert zu dem fremden Offizier auf.

„Prachtvolle Augen!“ dachte Heinz, sprang vom Pferde und stellte sich dem jungen Mädchen vor. Bald kam er mit ihr in ein munteres Gespräch, und als Hellborn dazu kam, fand er sie im lustigsten Geplauder.

Fräulein Ulrike saß unterdes daheim wie auf Kohlen. Aber was ging das Heinz an? Er erwähnte mit keinem Worte, daß zu Hause Besuch angelangt war. Natürlich nicht; er mußte sich doch wenigstens in etwas für die erhaltene Strafpredigt revanchieren!

8.

Die Menschen rüsteten sich auf Weihnachten und ergingen sich in allerhand Heimlichkeiten und Ueberraschungen. Die Natur wollte nicht zurückstehen und plötzlich erfreute sie die Welt damit, daß sie sich, dem Feste zu Ehren, ihr bestes Winterkleid überwarf.

Blendendweiß lag es auf Feldern und Hainen, hing es in zarten Flocken von den Bäumen hernieder, und die helle Mittagssonne hatte ihre Lust daran und warf farbigglitzernde Stäubchen über das Gefilde.

Im Walde klang Schlittengeläut. Graf Steinbeck, dicht in einen Wolfspelz gehüllt, fuhr mit den Apfelschimmeln seines Försters nach der Eisenbahnstation. Sein langer, jetzt völlig ergrauter Bart war bereift. Das regelmäßige, noch immer hübsche Gesicht hatte die scharfe Luft mit einer gesunden Röte überhaucht.

Seit einigen Tagen war er im Forsthause zur Jagd gewesen; heute kehrte er, um ein Hirschgeweih und einige Rehkronen reicher, zufrieden nach Berlin zurück.

Jetzt fuhr der Schlitten aus dem Wald; das flache, offene Feld, in das man einbog, war bereits Kremziner Gebiet. Der Graf rückte auf seinem bequemen Platz vor; durch einen Gegenstand in der Landschaft schienen seine Augen lebhaft gefesselt zu werden.

Dort drüben auf dem Felde waren einige Bunde Lupinen hingeschüttet worden; ein Häschen hatte sich hinzugeschlichen, knabberte zufrieden und machte Männchen. Da trat Reinecke Fuchs plötzlich hinter den Bäumen hervor; er mochte den Braten gewittert haben. Nun gab der Krumme Fersengeld, der Fuchs setzte ihm nach über das Feld.

Der Graf beobachtete die Jagd.

„Der harmlose Lampe wird die Rechnung bezahlen müssen. Der verteufelte Fuchs! Doch — schließlich kann man nichts für seine Natur!“

Er seufzte ein wenig und hüllte sich fester in den Pelz, während man Kremzin erreichte.

Am Ende des Dorfes traf der Graf plötzlich Leo, der, wie er seinem Vater erzählte, den schönen Sonntagvormittag zu einem Spaziergang benutzt hatte und dabei einen Augenblick bei Pastor Grosse abgestiegen war.

Der Graf schmunzelte beim Anblick des Sohnes. Leos vornehm schlanke Gestalt machte sich wirklich sehr gut zu Pferde. Wenn der Graf das fand, so war es gar nicht so verwunderlich, daß Anne-Marie, die hinter dem Fenster ihres Stübchens stand und dem Reiter nachschaute, die gleiche Bemerkung machte. Ihr erschien Leo, der mit seinem schmalen, bräunlichen Gesicht, den dunklen Augen und Haaren, eher einem Romanen, denn einem Deutschen glich, ohnehin als das Urbild eines Ritters Bayard ohne Furcht und Tadel.

„Ich fahre mit Dir, Papa, der Kutscher kann sich meines Pferdes annehmen!“ rief Leo, sich aus dem Sattel schwingend und in den Schlitten steigend.

„Sag' einmal, Leo, Du verkehrst wohl viel bei Grosses?“ fragte der Graf nach einer Pause.

„Nun, ja, es sind sehr angenehme Leute,“ entgegnete der junge Mann. „Offen gesagt, der Alte hat wohl ein wenig Spleen. Seit ungefähr zehn Jahren oder noch länger schreibt er an einem Werke über Tulpen und Zwiebeln, oder etwas dergleichen.“

„Hm! Also das Angenehme scheint sich hauptsächlich auf die Tochter zu beziehen?“

„Denke Dir, Vater, Anne-Marie, ich meine Fräulein Grosse,“ verbesserte sich Leo, „hat irgend eine Verwandtschaft zwischen sich und uns entdeckt; sie ist allerdings ein wenig entfernt, aber die Thatsache besteht. Ihre Mutter war nämlich durch ihre Großmutter eine Cousine von unserer —“

„Hör' auf, Leo, ich wittere Moderduft!“ lachte der Graf. „Es genügt mir völlig, daß Du die Genealogie begriffen hast. Ich finde es auch ganz hübsch und pietätvoll, daß Du die Verwandtschaft aufrecht erhältst, — alles in allem genommen eine Idylle, — doch vergiß nicht, daß Idyllen nicht ernst genommen werden dürfen, wenn man noch nach Jahren mit Vergnügen an sie zurückdenken soll!“

Leo biß sich auf die Lippen, entgegnete aber nichts.

„Uebrigens, was ich sagen wollte, Deine Mutter erwartet Dich zum Weihnachtsfest,“ begann der Graf von neuem.

„Sehr schön, Vater, indes Kamerad von Ellernburg hat mich während der Urlaubszeit zu den Jagden eingeladen, die auf seinen Gütern abgehalten werden.“

„Thut mir leid, mein Junge, ich sagte Dir ja aber, Deine Mutter erwartet Dich,“ meinte der alte Herr, den Sohn von der Seite betrachtend. „Im Vertrauen gesagt, Leo, die Hohensteinschen Damen werden zu der Festzeit nach Berlin kommen; da wünscht Deine Mutter, daß Du und Helma eure als Kinder geschlossene Bekanntschaft erneuern möchtet.“

„Ich mag noch nicht heiraten,“ sagte Leo kurz und starrte auf das blitzende Schneefeld.

„Mein lieber Junge,“ begütigte der alte Herr, „vorläufig ist Helma noch ein Kind; sie soll Dich nur nicht vergessen, denn — nun, was soll ich es leugnen? Es wäre das größte Glück, wenn Du ihr gefallen würdest. Denn was Steinbeck anbetrifft,“ er zuckte die Achseln, „hm, der Stein ist im Rollen und ich vermag ihn nicht mehr aufzuhalten! Deine Mutter macht ein großes Haus, sie erachtet es für notwendig, ja, es ist ihr geradezu Lebensbedürfnis. Du weißt — die Macht der Gewohnheit —“

Und die Gewohnheiten eines Grandseigneurs sind im allgemeinen recht kostspielige, doch der Graf konnte eben auch nicht gegen seine Natur. So waren die Verhältnisse in Steinbeck mit der Zeit immer schwieriger und verworrener geworden, ja, der Graf ahnte vielleicht nicht einmal, wie schwierig und verworren sie waren.

„Das verdammte Geld!“ sagte Leo verdrießlich. „In unserm Regiment giebt der reiche Ellernburg den Ton an. Alle thun sie es ihm nach; ich muß, ob ich will oder nicht, man kann nicht gegen den Strom.“

Der Graf murmelte etwas Unverständliches und sah dann nach der Uhr. Er wollte zu einer bestimmten Stunde auf dem Neustädter Bahnhof sein.

Als er nach Hause zurückkehrte, empfing ihn Frau Eleonore in großer Gesellschaftstoilette. Sie war erregt und niedergedrückt zu gleicher Zeit, denn neue Sorgen waren mit neuen Ehren zu ihr gekommen.

Der alte Herzog T., der vor fünfundzwanzig Jahren eine romantische Neigung zu der schönen Hofdame gefaßt, hatte sich während seines Aufenthalts in Berlin wieder ihrer erinnert, hatte sie aufgesucht und zum folgenden Tage sich selbst und seinen Adjutanten bei ihr zum Diner angemeldet.

Was war da zu thun, um sich solcher Ehre würdig zu erzeigen? Man kam überein, einigen wenigen Auserwählten das Schauspiel zu bieten, einen Herzog speisen zu sehen; schleunigst wurden die Einladungen geschrieben.

Zu dem gräflichen wurden sodann noch einige Lohndiener angenommen und diese in eine Livree gesteckt, die dem Hause Steinbeck angemessen war. Das Speisezimmer mußte sich den geschickten Händen eines Dekorateurs unterwerfen, der mit seinen Leuten eine Nacht hindurch arbeitete. Die Wände wurden mit Plüsch bekleidet, Sammetportieren arrangiert, auf den Kredenztischen Silber und Porzellan künstlerisch geordnet, kurzum, dem Raume jenes undefinierbare Etwas verliehen, was vornehme Eleganz ist. Der fürstliche Gast sollte nicht gar zu sehr den Speisesaal seines Schlosses vermissen.

Und als der Herzog dann wirklich die mit kostbaren Gewächsen geschmückte Treppe erstieg, als die große Stunde endlich erschien, waren nicht nur die Vorbereitungen getroffen, sondern die Gräfin sah auch, daß sie gut waren. Das Diner, bei einem Hoftraiteur bestellt, erwies sich als vorzüglich; alle Delikatessen der Saison waren vertreten, und die Weine selbstverständlich echt. Der Herzog war in bester Laune, bewunderte die schweren, altertümlichen Tafelaufsätze mit dem gräflichen Wappen und freute sich über den gediegenen Wohlstand des Hauses.

Beim Kaffee zeigte die Gräfin auch Leos Photographie. Der Herzog betrachtete sie genau.

„Er hat Ihre Augen!“ sagte er dann. „Nun, ich werde mich seiner gelegentlich erinnern; ich halte gern alte Beziehungen aufrecht. Was macht die Musik? Spielen Sie noch Klavier, Gräfin?“

Eleonore verneinte.

„Ich bin noch immer der musikalische Feinschmecker von ehedem,“ sagte der fürstliche Herr. „So wenig ich selbst geleistet habe, — Sie wissen, ich stümperte auf der Flöte und habe mich auch als Komponist versucht, — um so anspruchsvoller sind meine Ohren. Es ist mir gelungen, eine kleine Kapelle zusammenzubringen, die, wenn auch freilich nicht aus den ersten Kräften, so doch sicher aus wirklichen Künstlern besteht, wenigstens aus angehenden. Nur ein tüchtiger Kapellmeister fehlt mir noch!“

Man sprach darauf von neuen Tonwerken und Musikaufführungen, für die der Herzog lebhaftes Interesse zeigte.

„Ich habe die Absicht, ein Preisausschreiben für Opern zu erlassen,“ plauderte der sehr gesprächige fürstliche Herr, „um unter den Künstlern Jungdeutschlands Nachsuche nach einem wirklichen echten Talent zu halten.“

Als der Herzog sich spät abends fast herzlich von seinen Wirten verabschiedete, sagte er noch einmal: „Ich werde Ihres Sohnes gedenken!“

Vollkommen glücklich begab sich Eleonore Steinbeck zur Ruhe. Nur einmal wollte sie fast ein leises Mißbehagen überkommen, als sie nämlich einen Brief in ihrer Tasche fühlte, einen Brief, den sie erst heute von Römer erhalten hatte. Wie klagte er über die beengenden Verhältnisse seiner Stellung, wie bat er so dringend, sich seiner zu erinnern, sobald die Gräfin bei ihrem ausgebreiteten Bekanntenkreise Gelegenheit finden würde, ein gutes Wort für ihn

einzulegen! Wie schade, daß sie nun heute versäumt hatte, mit dem Herzog über Römer zu sprechen. In der fürstlichen Hofkapelle hätte sich vielleicht noch ein Platz für ihn gefunden, oder aber — ja, richtig, sie hätte ihn der Hoheit als Kapellmeister empfehlen können! Wie fatal, daß sie an den armen Römer nicht gedacht hatte! Ja, Frau Eleonore bedauerte aufrichtig ihre Vergeßlichkeit; indessen die Tragweite dieses Versäumnisses ahnte sie nicht. —

Leo traf einige Tage vor Weihnachten bei seinen Eltern ein; kurz nach ihm kamen die Hohenstein'schen Damen.

Die Gräfin hatte ein Zusammentreffen zwischen Helma und Leo gewünscht, das jahrelang durch allerlei widrige Zufälligkeiten verhindert worden war.

Doch Helma war noch ein recht unfertiger, eckiger Backfisch, der den jungen Offizier zwar gewaltig bewunderte, von ihm jedoch noch gar nicht als Dame betrachtet und ziemlich von oben herab behandelt wurde.

Leo entsetzte seine Mutter damit, daß er behauptete, ihre Jungfer habe schönere Augen, als die kleine Millionärin.

Im geheimen aber dachte er gar nicht daran, die Augen irgend einer Frau außer die von Anne-Marie zu bewundern und empfand nur ein unbehaglich unmutiges Gefühl, wenn er erriet, welche hochfliegenden Pläne die Mutter in betreff seiner Zukunft hatte. Was kümmerte ihn die Zukunft, wenn die Gegenwart so schön war? Er liebte Anne-Marie; weiter wußte und wollte er nichts.

9.

Der alte Weise hatte bei seiner zunehmenden Kränklichkeit nun doch verabschiedet werden müssen. Der neue Verwalter aber ließ sich gut an; Frau Werner war wenigstens zufrieden und schrieb günstige Berichte an den fernen Sohn.

Ernst hatte ein Jahr auf einer landwirtschaftlichen Hochschule studiert, war dann nach England gegangen, um das Maschinenwesen, für das er von jeher Vorliebe gezeigt, in großem Maßstabe kennen zu lernen und sich auch in der Technik einige Fertigkeiten zu erwerben. Dann hatte er noch einige Zeit in Frankreich zugebracht, in den letzten Wochen einen Abstecher nach der Riviera gemacht und kehrte jetzt, erfüllt von den schönsten Eindrücken, nach Kremzin zurück.

Die Zeit steht nicht still. Wenn man jahrelang der Heimat fern war, muß dort notgedrungen manche Aenderung geschehen sein. In welcher Weise mochten sich diese Wandlungen daheim vollzogen haben?

Ernst saß in dem Zuge, der nachmittags in Neustadt eintraf, bemüht, sich ein genaues Bild von den heimischen Verhältnissen zu entwerfen. Es wollte ihm nur schwer gelingen. Alle Briefe, die er erhalten hatte, selbst die ausführlichsten, erschienen ihm in diesem Augenblick lückenhaft und unbestimmt in ihren Schilderungen gewesen zu sein.

Da hielt der Zug mit einem schrillen Pfiff. Ernst warf die Thür auf und sprang die Stufen hinunter. Auf der kleinen, rauchgeschwärzten Bahnhofshalle sah er sich sehnsüchtig nach einem lieben, bekannten Gesicht um, doch sein Blick fiel nur auf das nichtssagende eines ortsüblichen Weinreisenden. Mit schnellen Schritten durchmaß er noch einmal den kleinen Raum, um zu erkennen, daß zu seinem Empfange niemand gekommen war. Niemand, nicht einmal den Wagen hatte man geschickt, um ihn abzuholen. Der Brief, in dem er seine Ankunft gemeldet hatte, mußte wohl verloren gegangen sein.

So machte sich denn Ernst, nachdem er zu dieser Einsicht gekommen war, auf den Weg nach der Stadt, die einige Minuten von dem Bahnhof entfernt lag. Die helle Märzsonne lächelte kalt und frostig durch die blätterlosen Zweige der Kastanienallee; auf einem Tümpel glitzerte eine Eiskruste, und der Wind pfiff rauh und streute das Laub des vergangenen Jahres umher. Ernst fröstelte. Er kam aus dem Süden, und noch vor wenigen Tagen hatte er Rosen und Kamelien im Freien blühen gesehen.

In der Stadt angelangt, begab er sich sogleich zu seinem Bruder, doch Heinz, — dies war die andere Enttäuschung, die er erfuhr, — befand sich nicht zu Hause. Als er die knarrende Treppe herabstieg, öffnete sich plötzlich eine der vielen auf den Flur des altmodischen Hauses führenden Thüren, und ein dunkellockiger Mädchenkopf kam zum Vorschein. Zwar nur sekundenlang, doch lange genug, um das klassisch-schöne Profil des Gesichts erkennen zu lassen, das an das einer griechischen Statue erinnerte.

„Sieh da! Wie kommt das harmlose Neustadt dazu, die zweite Auflage einer griechischen Helene zu produzieren?“ dachte Ernst, förmlich frappiert durch den Anblick des Mädchens.

Heinz ward endlich in einer Weinstube ausgekundschaftet, in deren gemütlichster Ecke er mit mehreren Kameraden, unter denen sich auch Leo Steinbeck befand, beim Kartenspiel saß. Er freute sich aufrichtig über die Ankunft des Bruders und bestand darauf, daß sie sogleich würdig gefeiert werden müsse. Der Wirt holte den besten Rheinwein — und der beste war ein wirklich guter — herbei, und bald klangen die Gläser fröhlich aneinander: „Willkommen daheim!“

Leider war das Beisammensein nur von kurzer Dauer, da Heinz noch Dienst hatte. Ernst begleitete den Bruder nach der Kaserne zum Stiefelappell.

„Sage, Heinz, wie heißt das schöne Mädchen, das in Deinem Hause wohnt?“ fragte er beiläufig unterwegs.

„Ah, Du meinst die schöne Kläre Feldmann? Du hast sie also wirklich nicht wiedererkannt? Wirklich nicht?“ fragte Heinz mit seinem vergnügtesten Lächeln. „Aber als Kind hast Du sie oft gesehen, besinne Dich nur. Der Alte, ihr Vater, meine ich, zog vor Jahren mit einem Karren auf den Dörfern umher und betrieb einen schwunghaften Handel mit Kram und Band. Auf diesen Wanderungen begleitete ihn stets sein kleines Mädchen, das damals eine richtige wilde Katze war!“

„So,“ sagte Ernst, „und nun wohnen die Leute in demselben Hause wie Du?“

„Das heißt, ich wohne bei ihnen!“ verbesserte der Bruder. „Irgend ein wohlhabender Vetter, dessen einziger Erbe der alte Feldmann war, that ihm nämlich den Gefallen, zu sterben. Feldmann bekam das Haus, in dem er sich jetzt einen kleinen Laden eingerichtet hat. Dir gefällt das Mädchen?“

„Kläre? Ich fand sie recht hübsch!“

„Nur hübsch?“ rief Heinz erregt. „Wie trocken Du das sagst! Unsinn! Sie ist ein prachtvolles Geschöpf, viel zu schade für einen Neustädter Spießbürger. Leider hat sie sich jetzt mit ihrem Vetter verlobt, und Max Feldmann behütet seinen Schatz mit wahren Argusaugen.“

„Nun, Heinz, in den Feldmann'schen Familienangelegenheiten scheinst Du ja recht bewandert zu sein,“ bemerkte Ernst etwas spöttisch.

„Gründlichkeit, lieber Junge, Du kennst meine gewohnte Gründlichkeit!“ lachte Heinz. „Eins aber möchte ich in der That wissen, nämlich, ob Max Feldmann wirklich der eifersüchtige Türke ist, für den er verschrieen wird.“

„Heinz, eigentlich dachte ich, Du wärest verständiger geworden!“ sagte Ernst.

Der junge Offizier lachte unbändig.

„Ach, Ernst, hätte ich Dir eine Ehrenjungfrau bestellt, sie könnte nicht sinniger und gesitteter reden, als Du. Du bist noch ganz der pedantische Philister!“

Ernst zog es vor, das Thema zu ignorieren.

„Bist Du zufrieden in Deinem Beruf, Heinz?“ fragte er.

Der junge Mann bejahte. Zuweilen erschien ihm das Leben freilich recht langweilig und die Eintönigkeit des Dienstes entsetzlich, doch solche Stimmungen hielten glücklicherweise nicht lange bei ihm an. Im allgemeinen fand er es auf der Welt recht angenehm, besonders wenn die Zulage etwas reichlicher als gewöhnlich einlief und schöner Frauen Augen ihm lächelten. Und wenn er kein Geld hatte, — auch diesen Zustand kannte er, — nun, so begnügte er sich eben mit dem Lächeln, denn bei Frauen hatte der hübsche Heinz entschieden immer Glück.

Nun standen die Brüder vor der Kaserne, sie reichten einander zum Abschied die Hand.

„Morgen, so wie ich frei bin, komme ich nach Kremzin hinaus,“ sagte der junge Offizier, und dann schritt er, die Mütze ein wenig schief auf das linke Ohr gerückt, säbelklirrend über die Steine, als kenne er augenblicklich nichts Schöneres, als die Stiefel seiner Rekruten, und als gäbe es nichts Interessanteres für ihn, als die vorschriftsmäßigen fünfzig Nägel auf deren Absätzen.

Ernst verließ die Stadt und wanderte auf wohlbekanntem Wege der Heimat zu.

Als er an das Pastorhaus kam, flogen seine Augen suchend über die Reihe der blankgeputzten Fenster hin. Wen suchten wohl seine Augen hinter den weißen Gardinen und den bunten, blühenden Blumen? Die Thür vor dem kleinen, grüngestrichenen Gartenzaun war verschlossen; er lächelte; das that nichts, wie ein Knabe schwang er sich über das Staket.

Als er an die Hausthür pochte, kam ihm ein altes Mütterchen entgegen.

„Jesses, ein fremder Mensch, und ich hatte doch verschlossen!“ kreischte sie. Sie beruhigte sich jedoch, als sie den „jungen Herrn“ erkannte.

„Wo ist der Herr Pastor?“ fragte Ernst.

„Der Herr Pastor ist verreist und Fräulein Anne-Marie auch.“

„Schon seit lange?“

„Nein, sie sind heute ganz früh gefahren und kommen wahrscheinlich schon morgen wieder zurück. Sie wollten zu einer Tulpenausstellung. Na, Sie kennen ja unseren Pastor!“

Und die Alte lächelte, daß alle Zahnlücken sichtbar wurden, und Ernst lächelte gleichfalls, als er sich wieder über das Gitter schwang. Noch war es beim Alten.

Endlich saß er bei seiner Mutter und erzählte von seiner Reise. „Es ist kalt!" sagte er, das Gespräch plötzlich unterbrechend, stand auf und legte einige Buchenscheite in den alten Kachelofen in der Ecke.

Frau Werner beobachtete den Sohn. „Das Holz wird nicht anbrennen," sagte sie, „die Glut ist erloschen!"

Ernst hörte nicht; er sah sich gedankenvoll im Zimmer um, das seit seiner Abreise keine Veränderungen erfahren hatte. Noch hingen an den Wänden die Bilder von Großvater und Großmutter; sie mit Blumen, er mit der Tabaksdose in den Händen. An der Tischplatte sah er den schwarzen Fleck, den er als Knabe hineingebrannt hatte, und drüben an dem Platze vor dem Fenster saß seine Mutter, streng und stattlich, genau so, wie vor Jahren.

Sie blickte zu ihm hinüber.

„Du hast vor einigen Wochen Dein fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendet. Nach den Testamentsbestimmungen Deines Vaters, über die Du unterrichtet bist, war das der Zeitpunkt, wo Du das Gut übernehmen solltest."

Ernst trat zu ihr, ihr die Hand reichend.

„Kremzin und alle, die es fürderhin verwalten, werden nicht vergessen, was sie Dir zu danken haben!" rief er warm.

„Sprechen wir nicht darüber!" sagte sie abweisend. „Ich that nur meine Pflicht!"

Ernst trat zurück, erkältet von dem scharfen Ton.

Nach einer Weile brach sie das Schweigen. „Wann soll die Uebergabe erfolgen?" fragte sie.

„Wann Du es befiehlst, Mutter."

„Das kommt auf Dich an, mein Sohn. Du weißt, von jetzt an habe ich nichts mehr zu befehlen!" entgegnete sie herb.

Er biß sich auf die Lippen, auch in dieser Beziehung war noch alles beim Alten.

Da brannte das Holz im Ofen an; unbemerkt unter der Asche hatten Glut und Funke gelegen. — — — — — — — — — —



Dr. Ernst Brenner, der schweizerische Bundespräsident für 1901.
Nach einer Photographie von E. Ruf in Basel. (Mit Text.)

Es war noch früh am Tage. — Paula, angethan mit einem hellen Kattunkleide und weißem Morgenschürzchen, befand sich im Wohnzimmer zu Greinshagen. Sie fuhr mit Tuch und Staubwedel allerdings mehr eilig, als sorgfältig über die Möbel, so daß die Vermutung nahe lag, Fräulein Ulrike, die ihrer Gewohnheit gemäß späterhin Revue abhielt, werde dann allerlei unliebsame Entdeckungen an Stuhllehnen und Tischbeinen machen.

Staubwischen war sonst nicht Paulas Lieblingsbeschäftigung; jedoch heute pfiff sie den „Jäger aus Kurpfalz", wenn auch nur ziemlich richtig, so doch in bester Laune vor sich hin.

Zu ihrer Ehre müssen wir es gestehen, daß die beiden Jahre, die sie bei Hellborn zugebracht, entschieden vorteilhaft auf sie eingewirkt hatten. Sie war in einen geregelten Hausstand gekommen, war an Thätigkeit und Ordnung gewöhnt worden und hatte die argen Lücken, die ihre Schulbildung zeigte, wenigstens oberflächlich ausgefüllt.

Als Hellborn sah, wie unterrichtsbedürftig sie war, — Friedrich der Große und Friedrich Barbarossa verschwammen in ihrem Gedächtnis zu einer betrübenden Gemeinschaft, und ihr Wohlwollen gegen die österreichische Monarchie ging so weit, daß sie den siebenjährigen Krieg gänzlich ignorierte, — war er entschlossen, sie entweder in eine Pension zu geben, oder eine Erzieherin für sie anzunehmen.

Beide Vorschläge jedoch scheiterten an Fräulein Ulrikes hartnäckigem Widerspruch. — „Eine fremde Person kommt mir nicht über die Schwelle!" erklärte sie sehr energisch. „Und jetzt, da Paula einmal hier ist, bleibt sie auch in Greinshagen. Ich werde mein Möglichstes thun, um das unnütze Ding zu etwas brauchbar in der Welt zu machen. Und wenn Paula nicht genug gelernt hat, ei, so ist da ja Pastor Grosse!"

Was sollte Hellborn thun? Nach einigem Nachdenken kam er zu dem Entschluß, daß der Plan der Schwester vielleicht auch der



Die neue Schwebebahn in Loschwitz bei Dresden. Originalzeichnung von E. Limmer. (Mit Text.)

beste sei. Jedenfalls ersuchte er Pastor Grosse, Paulas Unterricht zu leiten, und war sehr froh, als dieser nach einigem Zögern darauf einging, das Lehreramt zu übernehmen.

Als Paula hörte, daß ihr Wissen dringend der Erweiterung bedürfe, zuckte sie zwar ungläubig die Schultern, wagte jedoch keinen Widerspruch und wanderte Tag für Tag nach Kremzin hinüber, um die bewußte Erweiterung vornehmen zu lassen, — zuerst sehr ungern, späterhin jedoch machte ihr die Sache Spaß. —

Pastor Grosses Steckenpferd war die Pflanzenkunde. Hatten Lehrer und Schülerin über den vergilbten und längst veralteten Schulbüchern des Pastors gesessen, so ging es nach dem Schluß der Stunde hinaus in den Garten, wo der alte Herr aus dem ewig neuen Buch der Natur lehren konnte. Und für diese Lehre hatte Paula, die im Walde groß geworden war, echtes, rechtes Verständnis.

Bald begann nun auch sie die Pflanzen und Blumen mit aufmerksamen Augen zu betrachten, lernte ihre Eigenschaften und Eigentümlichkeiten kennen und war überglücklich, wenn sie botanisieren gehen durfte.

Durch das Interesse für sein Lieblingsfach gewann sie aber auch die Neigung des alten Herrn, ja, sie war ihm dadurch fast nähergetreten, als die eigene Tochter, als Anne-Marie.

Hellborn, der Paula zuerst mit halbem Widerstreben aufgenommen hatte, konnte sich nun Greinshagen nicht mehr ohne sie denken. Es war so hübsch, sie singen und pfeifen, und ihre flinken Füße — nicht etwa huschen, ach, dazu trat sie zu fest auf — nein, unermüdlich treppauf, treppab laufen zu hören, und selbst, wenn sie ihn aus dem Nachmittagsschlummer durch Poltern oder durch eine laut zugeworfene Thür störte, so legte er sich nur ein wenig verdrießlich auf die andere Seite.

(Fortsetzung folgt.)



Der neue Hauptbahnhof in Danzig. Nach einer photographischen Aufnahme von Gottheil u. Sohn in Danzig. (Mit Text.)

# Der Sonderling.

*Eine seltsame Geschichte von Max Wundtke.*

Seinen Namen habe ich niemals erfahren; gesehen habe ich ihn auch nicht oft. Gewöhnlich traf ich ihn draußen im Park, in dem ich zuweilen, wenn andere Leute noch in den Federn lagen, meinen Morgenspaziergang machte. So gegen acht Uhr kam mein bekannter Unbekannter langsam, gedrückt, scheu die Allee herauf, um, wie es auch meine Gewohnheit war, einige Male um den hübsch dekorierten Teich herumzuwandern. Jedesmal trafen wir uns, anfänglich, ohne einander zu betrachten; seit er aber eines Morgens so höflich den Hut gezogen, ich möchte fast sagen demütig,

begrüßten wir uns jeden Tag, als ob wir langjährige Bekannte wären, die nur aus Zeitmangel es unterlassen, sich Artigkeiten zu sagen. Und in der That, ich hatte ein sehr großes Interesse für den schon ergrauten Mann, der mir jeden Tag sonderbarer vorkam. Ein tiefbekümmertes Wesen sprach aus seinen müden Augen. Fast schien es, als wollten seine Blicke bei jedem Schritt, den die ewig zögernden Beine machten, um Vergebung flehen, daß er auch da sei, und daß man schon einmal darüber hinwegsehen müsse, da er ja doch nicht dafür könne. Der Kummer der Armut war es nicht, das unterlag keinem Zweifel; denn seine Kleidung zeigte eine peinliche Korrektheit, ja sogar eine Eleganz, die man seinem Alter nicht mehr ganz angemessen finden konnte.

Eines Morgens fand ich ihn auf einer versteckt liegenden Bank sitzen. Ohne daß es eigentlich meine Absicht war, nahm ich ebenfalls Platz, indes er zuvorkommend grüßte, und mit leiser Stimme, als fürchtete er, gehört zu werden, sagte:

„Ich habe auf Sie gewartet, mein Herr!“

Eigentlich war ich recht überrascht über diese Aeußerung, murmelte aber eine Höflichkeitsphrase; dann trat eine lange Pause ein. Schließlich, da ich sah, daß der Fremde mir nichts weiter zu sagen hatte, bemerkte ich geistreich, daß es heute ein über alle Maßen schöner Morgen wäre.

Mein Nachbar starrte mich mit großen Augen, halb überrascht, halb ängstlich an; dann sagte er: „Ja,“ und fiel wieder in seine Betrachtungen zurück.

Der merkwürdige Blick beschäftigte mich noch eine geraume Weile; ich wußte nicht recht, wie ich ihn mir deuten sollte; aber da ich die Empfindung hatte, daß der seltsame Mann ein Gespräch mit mir wünschte, suchte ich einen neuen Anknüpfungspunkt für die Konversation und gab schließlich der Befürchtung Ausdruck, daß das Wetter nicht so bleiben dürfte.

Aus der Brust meines Unbekannten entrang sich ein seltsamer Ton, den ich für eine Zustimmung halten mochte, aber es klang auch wieder wie ein tiefes, kummervolles Aufstöhnen. Und wieder jener eigene Blick, nur noch größer, noch ängstlicher. Aber ich redete nun in entfesseltem Heldenmut weiter und machte die verblüffend tiefsinnige Bemerkung, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben dürfe; man habe Beispiele, daß auf einen sehr schönen Morgen häufig ein sehr regnerischer Tag folge.

„Man hat Beispiele!“ ächzte mein Partner. „Man hat Beispiele!“ schrie er dann nach einer kleinen Weile noch einmal und fuchtelte mit seinem Spazierstock ganz ungebärdig vor sich in der Luft herum. Dann stampfte er sein Pfefferrohr einige Male heftig auf den Boden, lachte schrill auf und ging davon, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich war ganz starr vor Erstaunen. Fast schien es mir, als hätte ich durch irgend etwas sein Mißfallen erregt; aber was konnte das sein? Meine Unterhaltung doch nicht? Die war ja so frei von jeder Tendenz, von jedem Standpunkt, so ganz unanstößig . . . was sollte ihn daran verletzt haben? Aber ich muß gestehen, so ganz beruhigte mich meine Ueberlegung nicht. Verstimmt erhob ich mich, um nach Hause zu gehen.

Am Ausgang des Parkes kam der seltsame Mensch wieder in meinen Weg. Mit verstörtem Gesicht trat er hastig auf mich zu und fragte mit leiser, geheimnisvoller Stimme:

„Verzeihung, mein Herr, haben Sie eine Seele?“

Wenn mich jemand im äußersten Nordosten Berlins bei nachtschlafender Zeit gefragt hätte: „Wie viel zeigt Ihre Uhr?“ ich hätte keinen größeren Schreck haben können als jetzt; und hätte ich in dem Augenblick nur gewußt, wo meine Seele sitzt, ich hätte danach gegriffen in der Befürchtung, daß er sie mir nehmen wolle.

Meine Antwort mußte ihm wohl zu lange ausgeblieben sein, denn er fragte noch einmal, ängstlicher:

„Sagen Sie, sagen Sie, haben Sie eine Seele?“

„Ich vermute,“ gab ich ihm zurück.

„Das ist es ja, das ist es ja,“ sagte der Fremde lebhaft, mit einem Anfluge von Trauer, „das vermutete ich auch, aber . . . warum sprachen Sie denn vorhin so tolles Zeug?“

Erstaunt blickte ich auf den Herrn, der, ängstlich trippelnd, neben mir herging.

„Tolles Zeug?“ wiederholte ich. „Ich begreife Sie nicht. Habe ich irgend etwas Anstößiges gesagt?“

„Ach, wenn Sie es doch nur gethan hätten!“ seufzte der sonderbare Mensch. „Wenn Sie sich frech, cynisch, brutal, verrückt, eingebildet, dumm benommen hätten — weiß der Himmel, ich hätte Sie geküßt. Ich hatte ja auf Sie gewartet — begreifen Sie denn nicht? — ich glaubte, Sie besäßen eine Seele . . . ach, und Sie . . . Schöner Morgen . . . regnerischer Tag . . . . man hat Beispiele . . . hu . . .“ dabei stimmte er ein entsetzliches Geheul an, das eine undefinierbare Mitte hielt zwischen übermütigem Lachen und gräßlichem Angstschrei; fast war mir's, als sollte es das erste sein, um das zweite zu unterdrücken.

Ich griff schnell nach seiner Hand, ganz mechanisch; ich glaube, um zu verhüten, daß er irgend eine Dummheit mache. — Dann sagte ich zu ihm: „Aber, mein Herr, was wollen Sie denn mit meiner Seele?“

Der Fremde schlug jetzt mit einmal einen weinerlichen Ton an. „Mein Gott,“ jammerte er, „wie lange such' ich nun schon nach einer Seele! Ich kann keine finden! Die Menschen laufen alle umher wie in Uniform. Rock, Hose, Weste, Halskragen, was weiß ich. Wenn ich drei, vier Exemplare gesehen habe, so habe ich alle gesehen. Es ist alles derselbe Schnitt. Und ich suche doch eine Seele, der ich meinen letzten Willen . . . da, sehen Sie —“ Damit zog er einen versiegelten Brief aus der Tasche und betrachtete ihn mit zärtlich-wehmütigen Blicken.

„Die Seele kann nur zu einer Seele sprechen,“ fuhr er nach einer Weile wie im Selbstgespräch fort, „denn nur diese kann jene verstehen; und — ja, was sehen Sie mich so an? . . . Ich habe eine Seele, jawohl . . . ich schwöre es Ihnen, ich habe eine Seele! Sie müssen es glauben, Sie müssen!“

Dabei wurde er immer heftiger; die letzten Worte schrie er förmlich heraus, während sein Blick mit wachsender Angst auf mich gerichtet war.

„Mein Herr, ich —“ aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. Krampfhaft faßte er meinen Arm und ächzte:

„Wollen Sie mich denn ganz irre machen? Glauben Sie mir doch, ich habe gewiß eine Seele; wenn ich auch Rock und Hose und Weste trage, wie alle die anderen! Hier . . . .“ er knöpfte seinen Rock auf, um ihn mit scheuem Seitenblick schnell wieder zuzuknöpfen, „aber ich kann Sie Ihnen ja nicht zeigen . . . Die Kleider, die Kleider!“

Seine Stimme wurde immer lauter.

„Und wenn ich diese dummen, häßlichen Kleider abwerfen wollte, um Ihnen meine Seele . . . nein, Sie würden mich ja unanständig schelten; Sie würden mich nach der Polizei schaffen lassen . . . Ganz recht . . . wie kann man auch eine Seele haben wollen! . . . Die Kleider! — O, ich wünschte, alle Schneider der Welt hätten nur einen Leib. Sehen Sie, sehen Sie?“ schrie der Sonderbare plötzlich laut auf, ließ meinen Arm los und fuchtelte mit dem Stock wütend in der Luft umher, starr nach einem Punkt blickend. „Da steht dieses schlechte Subjekt, dieser konzentrierte Schneider, wenn ich so sagen darf, der Typus Schneider, die Masse der Schneider, also die Schneidermasse . . .“

Er legte sein Pfefferrohr zur Attacke an wie ein Bajonnet und schrie weiter: „Ich muß ihn töten; ich muß mich und die ganze Welt befreien, auch Sie!“

Er rannte einige Schritte vorwärts. Dann drehte er sich hastig nach mir um, mit hochrotem Gesicht, während dichter Schweiß auf seiner Stirn stand, und sagte mit heiserer Stimme:

„Bitten Sie, bitten Sie für ihn; flehen Sie um Erbarmen! Weiß Gott, es geschieht sonst ein Unglück!“

„Ich bitte Sie, verehrter Herr, lassen Sie ab!“ rief ich ihm nach.

„Es sei,“ antwortete der tapfere Held, „auf Ihre Fürbitte hin will ich ihn schonen. Da, er ist schon geflohen —“

Mit triumphierender Miene kehrte er zurück.

„Eigentlich, wenn ich mir's recht überlege, kann er ja auch nicht dafür. Er ist bestimmt dazu, wenn ich so sagen darf; es ist sein Schicksal,“ beruhigte er sich allmählich.

Ich fing an zu begreifen, daß er die Schneider nicht sehr liebte, und gab dieser Vermutung Ausdruck. Statt aller Antwort starrte er mich wieder mit jenem ängstlichen Blick an.

„Und Ihre Seele . . .?“ fragte er langsam. Er schien aber auf keine Entgegnung zu warten, sondern fuhr gleich darauf fort:

„Sagen Sie mir, ist es wahr, wie man zu sagen pflegt: Das Kleid macht den Mann?“

„Die Welt sagt es!“

„Unglücklicher! Die Welt sagt es? Ich habe Sie doch gefragt und nicht die Welt! Das ist ja eben mein Elend, immer die Welt, die Welt . . . Eine Seele! Mein Gott, eine Seele!“ jammerte der Unbekannte wieder auf. Dann faßte er meine Hand, zog mich auf eine Bank und begann, nachdem er ebenfalls Platz genommen hatte:

„Dieser Kummer nagt seit jungen Jahren an meinem Herzen. Am Anfang trug ich's geduldig; ich ließ mich kleiden, wie meine gute Mutter es wünschte; und wenn ich auch zuweilen eine solche Jacke oder ein solches Hütchen zu tragen wünschte — ich bekam's einfach nicht, und ich mußte anziehen, was die Mutter mir gab. Die Leute lobten auch stets den guten Geschmack der alten Dame. Als ich aber groß geworden, da war es mein sehnlichster Wunsch, mich einmal so zu kleiden, wie ich es fürs beste hielt; doch es kam anders. Ich mußte Soldat werden und zweifarbiges Tuch tragen mit blanken Knöpfen. Aber obwohl es des Kaisers ehrenvoller Rock war, weiß Gott, ich schämte mich; es war mir, als hätte man mich blosgestellt. Ich ging unter in der Masse von

Uniformen, ich war nicht mehr ich, sondern nur noch eine Nummer. Wie eine Centnerlast fiel mir's damals auf die Brust, als ich zum erstenmal das Wort hörte: Das Kleid macht den Mann! Ich atmete auf, als meine Dienstzeit zu Ende war; aber neues Unheil lauerte auf mich. Ach, Lucie, Lucie —" die Augen des Mannes füllten sich mit Thränen der Rührung — „es gab nichts auf Gottes weiter Erde, das ich lieber hatte als Dich!"

Hier machte er eine Pause, da eine heftige Bewegung seine Stimme zu ersticken drohte.

„Und haben Sie sie auch geheiratet?" warf ich ein.

Der Mensch warf mir einen verweisenden Blick zu und sprach dann weiter: „Ja, und wir waren sehr glücklich, bis auf das eine, Unselige: Ich durfte mich nicht kleiden, wie ich wollte. Sie ließ es sich nicht nehmen, selber die Stoffe auszuwählen, sie selber ging mit mir zum Schneider und gab an, wie alles gemacht werden solle — ich kam mir in meinen eigenen Kleidern wie ein Fremder vor; ich kannte mich nicht mehr; aber ich mußte ihr schon den Willen thun. Nach kurzer Ehe starb sie; ich stand allein da, mein freier Herr! Ich wollte das Leben genießen; aber es ging nicht; man forderte Unmögliches von mir. Beim Legationsrat war Ball — man schrieb genau vor, in welcher Kleidung ich erscheinen sollte. Ich wollte zur Galavorstellung im Opernhaus — die Kleidung war vorgeschrieben. Ich erhielt einen Orden und sollte zum Ordensfeste — die Kleidung war vorgeschrieben. Man bat mich zum Paten, zur Hochzeit, ich mußte bei Leichenbegängnissen zugegen sein — überall war die Kleidung vorgeschrieben. Man wollte mir nicht gestatten, ich selber zu sein. Aus Verzweiflung heiratete ich zum zweitenmal, weil ich glaubte, mich nun wenigstens an die Kleidung, wie sie Lucie für mich ausgewählt hatte, gewöhnt zu haben; aber meine zweite Frau schalt über diese horrende Geschmacklosigkeit. Ich mußte Kleider von anderer Farbe, von anderem Schnitt tragen — ich wurde noch einmal ein anderer. Sie starb, und ich vermählte mich zum drittenmal — wieder ein Wechsel des Systems! Ich hatte mich heimgeschickt, denn ich wußte, daß es ein Ankämpfen dagegen nicht gab. Zum drittenmal wurde ich frei, und ich beschloß, mich ganz der Erziehung meiner einzigen Tochter zu widmen. Da das Mädchen noch klein war, lud ich meine ältere ledige Schwester ins Haus, und diese kam. Sie vertrat an meinem Kinde die Mutterstelle und auch — an mir. Sie konnte keinen Frack und keinen Cylinder leiden, kein Jackett und keine Umlegekragen. Der Gehrock sei das einzig Wahre, meinte sie. Ich trug nun Stehkragen mit schmaler, schwarzer Binde, trug Gehrock und enge Beinkleider. Mit den Kleidern schien auch die Seele eines Pastors oder eines Schulmeisters in mich gezogen zu sein; ich fing an, an mein Seelenheil zu denken, und wurde fromm. — Unterdes war mein Kind zur Jungfrau erblüht, sie verliebte, verlobte, vermählte sich, und da meine Schwester gestorben war, vielleicht aus Aerger darüber, daß ich mir heimlich einen Schlafrock gekauft hatte, den ich jeden Tag ein Stündchen anzog und in welchem ich dann in meinem Zimmer bei verschlossenen Thüren vor dem Spiegel promenierte — sie hatte mich einmal durch das Schlüsselloch beobachtet — bat mich das gute Kind, die junge Frau, ihren Haushalt zu teilen. Da lebe ich noch jetzt. Meine Tochter hatte nun wieder ganz andere Ansichten. Der Gehrock verschwand; ich mußte einen einreihigen Jackettrock tragen, weite Beinkleider, modefarbene Stoffe, lange Shlipse . . . wie Sie mich sehen. O, ich habe so viele Wandlungen durchgemacht, daß ich irre geworden bin an mir selbst. Ich weiß beim besten Willen nicht mehr zu sagen, wer ich bin . . ."

Er wollte noch weiter reden. Ich hatte seine Hand ergriffen und drückte sie teilnehmend. — Plötzlich erhob er sich.

„Meine Tochter," sagte er, auf eine junge, hübsche, elegant gekleidete Frau deutend, die direkt auf uns zukam. Nahe herangekommen, begrüßte sie mich flüchtig, trotzdem sehr höflich, wandte sich dann an den Alten und sagte:

„Aber Papa, Du hast schon wieder den blauen Shlips umgebunden. Du weißt doch, daß der bordeauxrote Dich besser kleidet!"

„Aber er gefällt mir, der blaue," erwiderte der Alte trotzig.

„Sagen Sie doch, mein Herr," wandte sich die junge Frau an mich, „kleidet meinen Papa rot nicht viel besser?"

Der Unbekannte warf wieder jenen starren, ängstlich flehenden Blick auf mich.

„Hm," brachte ich nach langem Zögern heraus, „rote Shlipse — — jawohl — — rote Shlipse — — sind — jetzt — Mode!"

Ein schrilles, höhnisches Lachen klang an mein Ohr, jenes merkwürdige Geheul wie vorher.

„Sind — jetzt — Mode!" wiederholte er dann noch einmal, jedes Wort betonend.

„Papa, komm: das lange Spazierengehen thut Dir nicht wohl," mahnte die Tochter.

Willig ließ er sich fortführen. Nach kurzer Strecke drehte er sich noch einmal um, fuchtelte mit dem Stock umher und rief dabei drohend: „Haben Sie eine Seele? Sind Sie Schneider?"

Kopfschüttelnd ging ich nach Hause. Ich konnte ihn lange nicht vergessen, den sonderbaren Menschen. Oder vielleicht war er gar nicht so sonderbar, sondern nur ehrlich? Gleichviel, die Manie, ehrlich zu sein, ist vielleicht die sonderbarste von allen.




**Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal †.** Einer der letzten Kämpfer für die Errichtung des Deutschen Reiches, Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal ist am 22. Dezember v. J. zur ewigen Ruhe eingegangen. Dem Entschlafenen war ein selten hohes und rüstiges Alter beschieden; es war ihm noch vergönnt, die Feier seines 90. Geburtstages zu begehen. Am 30. April 1810 zu Schwedt geboren, trat er am 28. Juli 1827 in die Armee ein und avancierte am 14. Januar 1844 zum Premierleutnant. Im Jahre 1849 zum Hauptmann befördert, wurde er in demselben Jahre Chef des schleswig-holsteinischen Generalstabes, während des Krieges mit Dänemark. Das Jahr 1853 brachte ihm die Beförderung zum Major, fünf Jahre später wurde er Oberst, und im Jahre 1864 war er Generalmjor, dem 1866 der Generalleutnant folgte. In den beiden Feldzügen 1864 und 1866 war er Generalstabschef der zweiten Armee. Am 22. März 1873, am Geburtstag Kaiser Wilhelm I. zum kommandierenden General ernannt, übernahm er zunächst die Führung des IV. Armeecorps, dessen Oberkommando in Magdeburg liegt. Am 21. September 1883 wurde Graf von Blumenthal der erbliche Grafentitel verliehen, und am 15. März 1888 erfolgte seine Beförderung zum Generalfeldmarschall.

**Zum Untergang der „Gneisenau".** Mitten in die Weihnachtsfreude hinein ist eine erschütternde Unglückskunde gedrungen, die allenthalben in deutschen Landen tiefen Kummer und wärmstes Mitgefühl erzeugt hat. An der Südküste Spaniens ist ein stolzes, deutsches Schiff, das Schulschiff „Gneisenau" gestrandet, und mit dem Fahrzeug sind 3 seiner Offiziere und 34 Mann der Besatzung in den Fluten versunken. Die „Gneisenau" lag an dem Unglückstage, einem Sonntag, außerhalb des Hafens vor Anker, und die Feuer waren in den Maschinen des Feiertages wegen nur klein gehalten. Man war gerade gegen 10 Uhr vormittags im Begriff, den Gottesdienst an Bord abzuhalten, als ganz plötzlich ein schwerer Sturm aus Süd-Ost losbrach. Alle Anstrengungen, das wegen der Nähe des steinigen Gestades äußerst gefährdete Schiff hinaus in die offene See zu steuern, waren vergeblich; immer näher trieb die „Gneisenau" der Küste, und plötzlich schleuderte sie eine Woge gegen die Steinmole des Hafens, daß sie berstend sank. — Die Besatzung suchte sich nun zu retten in Booten oder durch Schwimmen, aber viele der Unglücklichen teilten das Los des Schiffes, sie zerschellten an den Klippen. Unter den Opfern der Katastrophe befindet sich auch der Führer des Schiffes, Kapitän z. S. Kretschmann, der mit unerschütterlichem Mut und größter Geistesgegenwart bis zuletzt für sein Schiff und seine Schutzbefohlenen gekämpft hat.

**Der schweizerische Bundespräsident für 1901.** Am 13. Dezember hat die vereinigte Bundesversammlung zu Bern den Bundespräsidenten für das Jahr 1901 gewählt. Aus der Wahl ging hervor die bisherige Vicepräsident der Behörde, Dr. Ernst Brenner, der beinahe einstimmig die höchste Würde zugesprochen erhielt, die die schweizerische Eidgenossenschaft zu vergeben hat. In der Person des neuen Bundespräsidenten fühlt sich im besonderen der Kanton Baselstadt geehrt, denn es ist das erstemal seit dem Bestehen des neuen Bundes, daß ein Baseler diese Würde bekleidet. Ein artiges Zusammentreffen will es, daß ein Baseler gerade in dem Jahre Präsident der Eidgenossenschaft wurde, in dem die alte Rheinstadt das 400jährige Jubiläum ihrer Zugehörigkeit zum Bund der Eidgenossen mit großem Glanz begehen wird. Dr. Ernst Brenner ist ein Neffe des Volksmanns Dr. Karl Brenner, der in Basel eine hervorragende politische Rolle gespielt hat und an der Umgestaltung der repräsentativen Verfassung im demokratischen Sinne hervorragend beteiligt war. Ernst Brenner ist am 9. Dezember 1856 zu Basel geboren, widmete sich dem Studium der Rechte und gewann früh schon politischen Einfluß. Im Jahr 1884 wurde er zum Mitglied der Regierung von Baselstadt gewählt und erwies sich als vorzüglicher Organisator, als es galt, das Baseler Gerichtswesen umzugestalten. Die Gerichtsorganisation, die Brenner als Vorstand des Justizdepartements in Basel durchgeführt hat, ist ein hochverdienstvolles Werk des jungen Staatsmanns. Im Jahre 1887 entsandte die radikale Partei Brenner in den schweizerischen Nationalrat nach Bern, und sein Mandat wurde ihm in späteren Jahren stets bestätigt, bis er 1897 in den Bundesrat gewählt wurde. Im Bundesrat übernahm Brenner die Leitung des Departements der Justiz und der Polizei, wo er abermals Gelegenheit fand, seine organisatorischen Fähigkeiten zu erproben; galt es doch, die Vorarbeiten zum Bürgerlichen Gesetzbuch zu fördern, das der Schweiz ein allgemein gültiges Recht sichern soll. Das sympathische Wesen und die gewissenhafte Führung des verantwortungsvollen Amtes gewannen dem neuen Bundesrat bald Vertrauen, und 1899 wurde er zum Vicepräsidenten der hohen Behörde gewählt.

**Die Loschwitzer Schwebebahn.** Der Triumphzug der modernen Technik führt nicht nur durch den Straßen- und Fabriklärm der Großstädte, er berührt immer mehr auf seinen siegreichen Bahnen auch die stillen Thäler abseits der breiten Heerstraße des Weltverkehrs, in deren weltfremde Einsamkeit bislang die „gellenden Rufe des Maschinenzeitalters" noch nicht gedrungen waren. So wird die allgewaltige Technik noch vor Ablauf dieses Jahres wieder ein Flecken Erde erobert haben, dessen romantische Naturschönheiten schon lange nicht mehr in versteckter Heimlichkeit ein freudloses Dasein fristen, sondern deren Erschließung nur die Endstation einer seit Jahren vor sich gehenden Entwicklung bedeutet: die Loschwitzer Schwebebahn wird demnächst dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. In erster Linie soll das neue Verkehrsinstitut, das ein Gegenstück und eine freudig begrüßte Ergänzung der bereits mehrere Jahre bestehenden Drahtseilbahn ist, dazu dienen, das Loschwitz-rochwitzer Hochplateau zu erschließen, um dieses Terrain nach Möglichkeit der Baulust und dem Verkehr nahezubringen, was ohne Frage in kürzester Zeit

gelingen wird, so daß die Kosten der auch technisch nicht uninteressanten Anlage sich bald belohnt machen dürften. Die ganze Bergbahn — denn das ist die neue Loschwitzer Schwebebahn — zerfällt in drei Teile, in die beiden Bahngebäude, die sogen. obere und untere Station, und die eigentliche zweigleisige Bahnstrecke, die etwa 300 Meter lang ist. Diese ruht auf einem festen und 32 losen, bis etwa 13 Meter hohen Jochen und hat auf 80 Meter Horizontallänge eine Steigung von etwa 83 Meter zu überwinden; das Gewicht der für den Bau der Joche verwendeten Eisenmassen beläuft sich auf 330 Tonnen. — Der Weg der Bahnstrecke geht von der unweit der Loschwitzer Kirche gelegenen unteren Station über die nach dem Rochwitzer Plateau führende Viktoriastraße, um dicht bei dem Restaurant Loschwitz-Höhe, neben dem sich die obere Station befindet, das Ende zu finden. Nicht ohne architektonischen Reiz sind die beiden Stationsgebäude, von denen das untere im vlämischen Renaissancestil, das obere mit den vier koketten Türmchen im modernen Stil ausgeführt ist. Die inneren Einrichtungen beider Stationsgebäude sind so praktisch wie nur möglich. Das untere enthält den Fahrkartenschalter, von dem links und rechts Treppenaufgänge — der eine für die ankommenden, der andere für die abfahrenden Fahrgäste — nach dem Perron führen, der durch ein großes Glasdach gegen die Ungunst der Witterung geschützt ist. Selbstverständlich ist auch kein Mangel an Wartezimmern für das Publikum, Diensträumen für das Bahnpersonal u. s. w. Umfänglicher ist das Gebäude der oberen Station, in der vor allem das Maschinenhaus mit seinen zwei großen Dampflocomobilen eingebaut ist. Unmittelbar neben diesem Stationsgebäude liegt eine geräumige Aussichtsterrasse, von der aus man, ebenso wie während der Fahrt, eine herrliche Fernsicht über das Elbpanorama genießt. Zur Personenbeförderung werden vorderhand vier Wagen in Betrieb gestellt, von denen jeder vierzig Sitz- und zehn Stehplätze aufweist, und die sämtlich mit großem Geschmack und Komfort eingerichtet sind.



**Ein Liebesschwur.**
Sie: „Wirst Du mich auch immer lieben, Emil?"
Er: „Das schwöre ich Dir! Du bist meine Braut und wirst es ewig bleiben."

**Der neue Hauptbahnhof zu Danzig** wurde am 30. Oktober vergangenen Jahres seiner Bestimmung übergeben. Schon vor dreißig Jahren sollte die Cöslin-Danziger Bahn hier in einem größeren Bahnhof ihren Endpunkt finden. Da brach 1870 der Krieg gegen Frankreich aus; die noch nicht eröffnete Bahnlinie wurde zunächst zur Truppenbeförderung benutzt und als Notbehelf in Verbindung mit dem kleinen Barackenbahnhof der Bahn nach Neufahrwasser eine zwischen der hochgelegenen Promenade und dem Stadtgraben eingekeilte Anlage geschaffen. Die Ausführnng der Baupläne für den neuen Bahnhof scheiterte teils an der Kostenverteilungsfrage, vornehmlich aber an der Weigerung der Landes-Verteidigungskommission, die hohen Wallfronten auf der Strecke zwischen dem Hohen Thor und dem Jakobsthor zu durchbrechen. Erst im Jahre 1888 gab die Heeresverwaltung aus freien Stücken die inneren Wälle der Nord- und Westfront Danzigs frei, die inzwischen niedergelegt worden sind. Sofort wurde die Idee, den Centralbahnhof an der heutigen Stätte zu erbauen, wieder aufgenommen, und man entschied sich für den Plan des genialen Erbauers eines großen Teiles der Ostbahn, des Geh. Rates Stein. Im Jahre 1892 wurde auch der Entwurf des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten angenommen, der auf den Ausstellungen in Chicago und Königsberg allseitige Anerkennung gefunden hatte. Der Reichstag bewilligte für den Bau 5 Millionen Mark. Die neue Anlage beruht auf dem Grundsatz völliger Trennung des Fernverkehrs von dem Vorortverkehr. Die herrlichen Formen der Danziger Renaissance unter reichlicher Verwendung von Warthauer Sandstein liegen dem Bau zu Grunde. Die Schalterhalle mit ihren hochragenden Giebeln und hohem Steildach, das wie alle übrigen Dächer mit farbigen Ziegeln gedeckt ist, bildet den Mittelpunkt der Anlage. Ein 48 Meter hoher Turm an der Nordseite neben der Schalterhalle ist das weithin sichtbare Wahrzeichen des neuen Bahnhofs. In bem obersten, mit Giebeln und Türmchen reich geschmückten Geschoß des Turms befindet sich eine elektrisch betriebene Uhr mit vier großen Zifferblättern. Den Zugang zur Schalterhalle bildet die mit einem Kreuzgewölbe überdeckte dreiachsige Vorhalle mit eisernem Schutzdach, auf dessen Balustrade zwei steinerne Löwen mit dem Wappenschild der Stadt Danzig Wache halten. Das Innere der in hellen Farben gehaltenen Halle bildet einen lichtdurchfluteten Raum von 14 Meter Spannweite, 36 Meter Länge und 16 Meter Scheitelhöhe. An den die Wölbung tragenden Pfeilern sind die Wappen der Städte Berent, Dirschau, Graudenz, Konitz, Marienwerder, Neustettin, Stolp und Thorn angebracht. Die 10 Meter breiten Rundbogenfenster der beiden Giebel mit ihren farbigen Scheiben, sowie die sechs Halbkreisfenster an den Langseiten bilden Glasteppiche, die der Halle eine Fülle von Tageslicht zuführen. Die Halle ist ein Muster der Uebersichtlichkeit und praktischen Anordnung. An sechs Schaltern werden gleichzeitig 6000 Sorten von Fahrkarten verkauft. Auf der den Schaltern gegenüberliegenden Seite befinden sich die geräumige Gepäckexpedition, der Aufbewahrungsraum für Handgepäck, die Packetfahrtgesellschaft, das Bureau Stangen und die Bahnpolizei.

## Allerlei.

**Zerstreut.** Dame: „Herr Professor, wollen Sie mir, bitte, einmal auf Minuten Ihr Ohr leihen?" — Professor: „Ja, aber bringen Sie es bald wieder."

**Schwiegerväterliches Entgegenkommen.** Gastwirt: „Ja, bar Geld gebe ich meiner Tochter nicht mit, aber wissen S', Sie können die Mitgift ja bei mir abtrinken."

**Ein fruchtbarer Tondichter.** Haydn war einer der fruchtbarsten Tonkünstler. Er komponierte vom 18. bis zum 73. Lebensjahr 163 Stück für die Viola di Gamba, 20 Divertissements für verschiedene Instrumente, 3 Märsche, 24 Trios, 6 Violinsolos, 15 Konzerte für allerlei Instrumente, 30 Services, 83 Quartette, 66 Sonaten, 42 Duette, 5 deutsche Marionetten-Opern, 5 Oratorien, 366 schottische Arien und 400 Menuetts und Walzer. K.

**Berliner Bürgersteige.** Die ersten Anlagen von „Granittrottoirs" reichen in Berlin nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1824 und zwar war es die Weinfirma Lutter & Wegener, welche vor ihrem, Ecke der Charlotten- und französischen Straße belegenen Hause zuerst Granitbahnen legten. Zur Belohnung ihres löblichen Bestrebens, den Mitbürgern die Wohlthat eines bequemen Bürgersteiges zu erweisen, wurden ihre Namen und die Namen derer, die ihrem Vorgange gefolgt waren, im Jahre 1827 bekannt gemacht. Als dies bei vielen Hauswirten noch nicht half, wurde durch Kabinettsordre 1828 die Anlage der Bürgersteige geregelt. Asphaltbahnen wurden im Jahr 1837 zum ersten Male angelegt, und zwar vor dem Hause Unter den Linden 23. Auf ein flaches Pflaster von Mauersteinen wurde die fremdartige, mit grobem Kies vermischte Masse gegossen. Gleichzeitig versuchte man es vor dem Berliner Rathause und in der Klosterstraße neben dem „Königlichen Gewerbehause" mit einer ähnlichen Masse, deren chemische Zusammensetzung Geheimnis war, aber ohne sonderlichen Erfolg. K.




**Gegen die Zuckerkrankheit** soll nach Versuchen eines berühmten deutschen Arztes ein sehr gutes Heilmittel eine Abkochung von Leinsamen sein. Es werden zwei Eßlöffel voll Leinsaat mit 100 Gramm Wasser abgebrüht und mit 100 Gramm Wasser verdünnt, morgens, mittags und abends genommen.

**Hyacinthen** selbst anziehen zu wollen, wie es manchmal Laien wünschen, ist ein undankbares Geschäft. Abgeblühte Zwiebeln wirft man am besten weg oder pflanzt sie im Herbst auf ein Gartenbeet. Junge Brutzwiebeln sind wertlos. Die Hyacinthenkultur ist an eine bestimmte Bodenart und dreijährige Kultur gebunden. Für den Laien sind diese Bedingungen unerfüllbar.

**Gesulzte Kälberfüße.** Vier Kälberfüße werden gewaschen, mit Wasser zugesetzt und langsam, unter fleißigem Abschäumen, halbweich gekocht. Nun werden die Füße herausgenommen, von den Knochen abgelöst und das Fleisch mit etwas Citrone und 1 Zwiebel gröblich gewiegt. Die inzwischen zurückgestellte Brühe wird durch eine angefeuchtete Serviette, nachdem alles Fett abgeschöpft wurde, gegossen, in einen Topf mit den gewiegten Kalbsfüßen, Essig, Salz und Pfeffer gegeben, wieder zum Feuer gebracht, noch eine Stunde langsam gekocht und fleißig abgeschäumt. Ist die Sulze nun durchsichtig, so wird sie in eine halbtiefe Platte gegossen, an einen kalten Ort gestellt, andern Tags in fingerlange Stückchen geschnitten, mit Salz, Pfeffer, Essig und Oel vermengt und über die hübsch aufeinander geordneten Sulzstückchen gegossen.

### Charade.

Das Erste liegt im Erdenschoß,
Das andre kleidet klein und groß.
Du kennest dann das Ganze
Als gift'ge Gartenpflanze. Falck.

### Logogriph.

Mit **H** ist's eine englische Stadt;
Eine englische Insel, wenn **M** es hat.
Johannes Hespe.

### Ziffer-Rätsel.

7 8 **9** 9 10. Ein Schwimmvogel.
3 **8** 6 **10** 7. Eine russische Münze.
**7** 4 2 4 **1**. Eine oriental. Pflanze.
**6** 3 8 1 **2**. Ein Körperteil.
2 **5** 8 **3** 9. Ein Bauwerk.
2 3 **4** 1 2. Linderung des Seelenschmerzes.

Die Ziffern von 1 bis 10 nennen, durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, eine Zierpflanze. Heinrich Vogt.

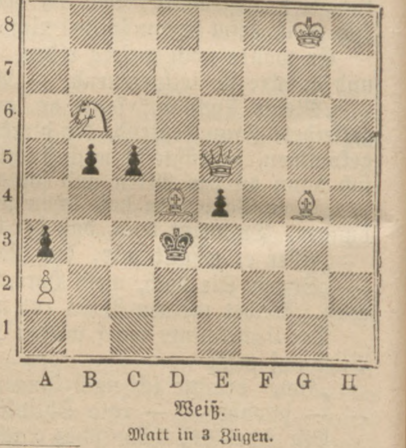
### Schachlösungen:

| | | |
|---|---|---|
| Nr. 238. | L d 6—b 8 | S g 5—e 4 |
| | L d 1—f 3 | K d 5—c 5 |
| | D h 2—d 6 † | etc. |
| Nr. 1. | T b 6—b 7 | S : T |
| | D f 1—e 4 † etc. | |

### Problem Nr. 2.

Von E. Frankenstein.

Schwarz.




Weiß.

Matt in 3 Zügen.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Kondor, Kontor. — Des Arithmogriphs: **L**inderhof, **I**ndien, **N**effe, **D**ohle, **E**ifel, **R**hone, **H**eine, **O**der, **F**eile. Linderhof. — Des Homonyms: Winde.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.